

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

127.

Dienstag, am 22. October 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Das Landschaftstudium.

Erzählung.

Hoch am Berg, den Studienkasten auf dem Schooß,
im Schattenkreis
Eines aufgespannten Schirmes, denn die Sonne glühte
heiß,
Saß Herr Fleißig, unser Maler. Kreisend schwirren
um ihn her der Mücken Schaaren, und er hatte viel
zu thun,
Weil sie in die Farben sich, oft auch in das Bild ver-
irrten
Und recht wild und böse waren. Eben war er fertig
nun,
Sah noch einmal auf die Arbeit und vergleichend in
die Ferne,
Doch verdrüsslich, unzufrieden, schickt' er sich zum Auf-
bruch an,
Schien ihm seine Arbeit doch eines Schülers, der erst
lerne.
Klagte: „Mücken, Staub und Sonne, Alles hat es
mir gethan,

Soll mir denn auch nichts gelingen, immer nur des
Zufalls Spiel
Ich die Zeit zum Opfer bringen, niemals kommen an
das Ziel?
Habe nun gesucht, gefunden, und gefessen wie ein Dachs
Seit den frühen Morgenstunden, weil ich meinte, daß
ich stracks
Gleich von hier mit dieser Studie könnte zu dem Bilde
schreiten.
Hm! was ich gewonnen habe, wird mir keiner sehr be-
neiden.
Nach der Stadt, in dieser Hitze, geh' ich aber nim-
mermehr,
Nicht genug, daß ich schon schwitze, Durst und Hunger
quält mich sehr.“
Und er geht dem Mittelgrunde seines Bild's, dem
Dorfe, zu,
Wo er bis zur Abendstunde pflegt' des Leibes und der
Ruh.
Mittlerweile sank die Sonne, und die Schatten wur-
den lang,
Hirt und Heerden kehrten heimwärts von der Berge
Wiesenhang,
Dort des Kirchturms goldne Spitze funkelt schon in
Abendgluth
Aus der Bäume saft'gem Dunkel, unter sich die klare
Gluth

Eines leichtgefurchten Stromes; jenseit, eine Braut im
Kranze
Schöner Blumen, liegt die Stadt, übergossen von dem
Glanze
Sanften Abendrothes, matt, wie Gebilde nur der Luft,
Schwimmen hinter ihr die Berge rings in violetter
Duft.
Da zum Aufbruch nach der Stadt schreitet Fleißig,
und der Weg
Nach dem nächsten Punkt der Straße führt ihn wie-
der da vorüber,
Wo er sich sein Bild erwählt, doch umsonst, sein sor-
gentrüber
Blick sieht, nur in sich verloren, weder rechts noch
links vom Weg.
„Sieh Dich um!“ so hört der Maler, der noch eben
sehr verdrießlich
Jetzt die letzte Höh' erklimmt, ein ihm wohlbekanntes
Rufen,
„Sieh Dich um! o sieh nur, sieh, wie in immer hö-
hern Stufen
Farbenglüh'nde Poesie dieser Linien Reiz umkleidet,
Wie mit einem letzten Kuß Helios von der Erde schei-
det!“
Und er sieht an selber Stelle, wo er heute sich ge-
plagt,
Seinen Freund, der wie ein Riese dunkel in die Wol-
ken ragt.
„Wollte sehn, was Du begonnen, wahrlich, Du hast
gut gewählt,
- Solch ein Abend hat mir immer Deinen Bildern noch
gefehlt;
Sieh, den stillen, heil'gen Frieden über diesem Zauber-
ort,
Und dazu im Dorf das Läuten, die Musik der Heerde
dort!
Könnt' ich malen, solchen Zauber bannen fest in Form
und Farbe,
Wissen wolt' ich manche Aehre aus des Lebens voller
Garbe,
Wahrlich, Ihr seid zu beneiden; zeige mir, was Du
gethan!“
Und der Andre von den Beiden sagte: „Morgen
fang' ich an.“

R. M.

Die Buße.

Novelle von Moriz Reichenbach.

I.

Auf dem Quarterdecke der schönen Handels-
brigg Isabella stand der Capitain Nielsen, wel-

cher das Schiff befehligte, neben einem jungen
Manne, der kaum fünf und zwanzig Jahre zäh-
len mochte, und in seinen offenen, edeln Zügen
den unverkennbaren Ausdruck heiterer Lebenslust
und hochherziger Gesinnung zur Schau trug;
doch zuweilen zuckten auch die Flammen glühen-
der Schwärmerei aus seinen dunkeln Augen her-
vor, und eine innere Bewegung der tiefsten Beh-
muth schien so eben ein freundliches Lächeln von
seinen Lippen verschleucht zu haben.

Der Capitain, obgleich er ihm stets ganz be-
sondere Aufmerksamkeit widmete, sprach doch im
traulichen Seemannstone zu ihm: „Sehen Sie,
Herr Alfson, die Sonne sinkt schon; ehe wir an
der Insel Anholt vorbeikommen, bricht die Däm-
merung herein, und ich darf bei Nacht die Ein-
fahrt in den Sund nicht wagen. Der Wind ist
straff und gut, mag uns noch ein paar Meilen
forttreiben; dann wollen wir Ankergrund suchen.
Es thut mir wahrhaftig leid, aber ich kann Ih-
nen nicht helfen, Sie müssen sich schon noch eine
Nacht in Ihrer Kajüte behelfen; morgen aber,
noch ehe die Mittagsglocke schlägt, dent' ich, sol-
len Sie wohlbehalten in die Prunkgemächer Ih-
res Herrn Oheims einlaufen.“

Er erhielt keine Antwort; denn der junge
Mann blickte, wie es schien, in trauriger Resig-
nation, in die Wellen hinab, und es stand zu
bezweifeln, ob er überhaupt die Worte des Ca-
pitains vernommen, der nach einer Pause in theil-
nehmendem Tone fortfuhr: „Begreif's wohl, daß
der Geduldssaden reißt, wenn man sich so nahe
am Ziele seiner Hoffnungen noch aufgehalten
sieht; allein der Anker ist nun einmal nicht im-
mer das Bild der Hoffnung, er kann auch, wie
eben heute, zum widerwärtigen Hemmschub wer-
den, der uns vom Ziele unsrer Wünsche zurück-
hält. Ich meine immer: die Hoffnung ist das
große Marssegel an unserm Lebensschiffe. Zu-
weilen bläst ein frischer Wind recht lustig hin-
ein, daß es sich stolz aufbläht und uns im Fluge
vorwärts treibt; oft aber rührt sich auch kein
Lüftchen, das Linnen klappt träge an den Mast,
wir kommen nicht von der Stelle, und wohl uns!
wenn auf die Windstille kein Sturm folgt, unser
Hoffnungssegel in Fetzen zerreißt und uns sammt
unserm Lebensschifflein in des Meeres Abgrund
stürzt.“

„Wahrlich, Sie haben Recht, Capitain!“ entgegnete der junge Mann lebhaft, welcher der letzten Rede Nielsen's mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte; „Ihr Gleichniß entspricht meiner gegenwärtigen Stimmung. Der tiefe Schmerz, der mich ergriff, bei der Trennung von meinem Geburtslande, von der Grabstätte meiner Eltern, wurde immer milder, je mehr Ect. Thomas im grauen Nebelschleier der Entfernung meinen Blicken entschwand; und als ich rings um mich her nichts mehr sah, als die stolzen Wogen des atlantischen Meeres, da zogen die kühnsten, schönsten Hoffnungen in meine Brust, und unaussprechliche Sehnsucht nach dem Endpunkte unserer Reise schwellte mein Herz. Doch seltsam genug! So nahe dem ersehnten Ziele, fühle ich mich unnennbar beklommen; in meinem Innern ist's traurig geworden und lautlos, und diese ungewohnte, bange Stille ängstigt mich. Der Himmel gebe, daß sie nicht auf einen Orkan deutet, der mein Hoffungssegel zerreißt und mein Lebensschiff in den Abgrund schleudert.“

„Ei was! Ich glaube gar, Sie quälen sich mit Ahnungen und Vorgefühlen!“ rief der Capitain lachend. „Traurig und still ist's in Ihrem Innern geworden; aber warum sich ängstigen deshalb? Ist's doch ganz natürliche Folge der vereitelten Hoffnung, Ihre lieben Verwandten noch heute an Ihr Herz zu drücken. 'S wär' ja auch möglich geworden, hätte sich der Wind nicht diesen Morgen vier ganzer Stunden lang so schläfrig eingelullt, daß der Wimpel wie 'ne Nachtmüze an der großen Bramstange herunterhing, unsre wackre Brigg trotz aller Segel wie 'ne Schnecke schwamm und endlich auf der glatten See so fest liegen blieb, als wär' sie eingefroren. Doch was will das sagen; hatten wir doch sonst glückliche und rasche Fahrt; 's gilt nur noch Geduld bis morgen Mittag, und Sie sitzen selig im Hafen der Liebe zwischen Onkel und Tante und vis-à-vis — das schöne Bräutchen.“

Der junge Mann wendete sich rasch ab von seinem Gefährten, und es war nicht allein der Purpurschein der sinkenden Sonne, welcher sein Antlitz mit glühender Röthe übergoss, sondern eine innere Bewegung trieb auch zugleich bei Erwähnung der schönen Braut das helle Blut in

seine Wangen. Der Capitain, welcher eine Indiscretion begangen zu haben glaubte, entschuldigte sich, so gut er es vermochte, und fügte endlich hinzu: „Obgleich man mich alten, rauhen Seemann nicht gerade in Herzens- und Familienangelegenheiten eingeweiht, so darf ich mich doch wohl rühmen, daß ich, was Handel und Schifffahrt betrifft, das volle Vertrauen des Hauses Jans Eskild in Kopenhagen besitze, wie mir es im gleichen Maaße von der Firma: Peter Alfson auf Ect. Thomas zu Theil wurde, so lange sie bestand; und daß Beide, Ihr verstorbener Herr Vater, wie Ihr Herr Oheim, schon seit langer Zeit den Wunsch hegten, ihre redlich erworbenen Schätze möchten einst zusammenfließen durch Verheirathung ihrer Kinder, gab sich oft laut genug in ihren Reden kund, daß sie wohl schwerlich die Absicht hatten, ein Geheimniß daraus zu machen. Auch kann ich Ihnen nur von ganzem Herzen Glück wünschen, Herr Alfson! Sie führen die Krone der Frauen heim, denn Fräulein Isabelle ist eben so schön als gut, und verdient die allgemeine Verehrung, die man ihr reichlich zollt in ihrer Vaterstadt. Ich aber habe noch ganz besondere Ursache, sie zu verehren aus tiefstem Herzensgrunde, denn als die schöne Brigg, die ich jetzt kommandire, und die ihr Vater hatte erbauen lassen, vom Stapel lief, stand sie Gvatter dabei, taufte sie auf ihren Namen, und ich kann sagen, daß ich noch nie im Leben so glückliche Fahrten gemacht, als seitdem ich die schöne Isabelle führe. Nach unserm Seemannsglauben muß sich nun aber die Ehstandsfahrt des holden Fräuleins nicht minder froh und glücklich zeigen, und deshalb ruf' ich noch einmal aus vollem Herzen: Glück zu, Herr Alfson! Sie haben die Perle Kopenhagens gewonnen! — Nun aber schütteln Sie die finstre Nebelbank von Ihrer Stirn; wem die Zukunft so klar und reizend vor Augen liegt, wie Ihnen, dessen Gesicht muß so freundlich glänzen, wie ein westindischer Frühlingmorgen. Kommen Sie in meine Kajüte hinunter, wenn's Ihnen hier zu einsam wird, dort brau' ich uns einen köstlichen Apfelsinenpunsch, und wir lassen beim hellen Gläserklang Ihre Isabelle und die meinige hoch leben bis der Morgen graut.“

Alfson erkannte die wohlgemeinte Absicht des

Capitains, ihn aufzuheitern, und versprach zu kommen, sobald er sich am Untergange der Sonne geweidet, worauf Nielsen, zufrieden mit dieser Zusage, das Verdeck verließ, um in seiner Cajüte alle Anstalten zu treffen, seinen Gast auf würdige Weise zu bedienen.

Waldemar Alfson hatte seinen ersten Ausflug in die Welt begonnen. Er war auf der kleinen Antillen-Insel Sct. Thomas geboren und erzogen worden, und außer einigen flüchtigen Besuchen auf Sct. Domingo und Cuba, hatte er sein kleines Geburtsland nie verlassen. Sein Vater, ein geborener Däne, war schon in seiner frühesten Jugend nach Sct. Thomas übergesiedelt, und es war ihm durch eisernen Fleiß, weise Sparsamkeit und glückliche Speculationen gelungen, sich dort zu den Pflanzern und Kaufherren ersten Ranges zu erheben. Erst in seinem gesetztern Mannesalter hatte er sich mit einer jungen Spanierin von der Insel Cuba verheirathet, und die einzige Frucht dieser Ehe war Waldemar, welchem jedoch in seiner zarten Kindheit schon der Tod die Mutter raubte. Sein Vater widmete ihm die zärtlichste Liebe, und obgleich er in seiner Erziehung nichts versäumte, was die Ausbildung seines Geistes und Herzens fördern konnte, so ließ er ihm doch fast stets freien Willen in Anwendung seiner Zeit, ohne ihn zu irgend einem ernstern Berufsgeschäfte anzuhalten. Freilich hätte er es gern gesehen, wenn sein einziger Stammhalter sich dem Handel gewidmet und die ehrenwerthe Firma seines Hauses einst fortgeführt hätte; allein da Waldemar gerade gegen jedes kaufmännische Geschäft eine entschiedene Abneigung zeigte, so legte ihm der Vater nicht den mindesten Zwang deshalb auf, und ließ ihn gewähren, wenn er als Knabe und Jüngling alle seine Tage nur Vergnügungen und Träumereien, oder den flüchtigen Studien schöner Künste und heitrer Wissenschaften widmete. Es war eine jener vornehmen Erziehungen, welche lediglich nur auf einen möglichst verfeinerten Genuß des Lebens berechnet werden, nicht aber auf die Mühen und Lasten desselben, und noch weniger auf einen Kampf mit widrigen Wechselfällen. In dessen war in diesem seligen *dolce far niente* das Herz Waldemar's nicht allein kindlich rein und unverletzt geblieben vom giftigen Gewürm

unedler Leidenschaften, welches der Müßiggang gewöhnlich zu erzeugen pflegt, sondern der junge Mann hatte sich auch wirklich nach dem Vorbilde seines innig geliebten Vaters einen Charakter zu bilden gesucht, welcher wahrhaft edle und humane Gesinnungen vereinte; doch der väterliche Berechnungsgeist und die schwere Kunst, das Erworbene zu sichern und festzuhalten, waren ihm gänzlich fremd geblieben. Deshalb hegte auch der alte Alfson — besonders als ihn in seinem letzten Lebensjahre eine schleichende Krankheit niederwarf und ihm die Nähe seines Todes verbürgte — eine quälende Besorgniß für die Zukunft seines Sohnes, dem er zwar ein reiches, zu einer glänzenden Existenz hinlängliches Erbe hinterließ, zu dessen Sicherstellung und Verwaltung er ihm jedoch alle Fähigkeit absprechen mußte. Er kannte Waldemar's leichten Sinn im Betreff der von ihm so mühsam erworbenen irdischen Schätze, seinen Hang, das schwere Gold stets mit vollen Händen auszustreuen, der nicht aus egoistischer Vergeudungssucht, sondern aus einem schwärmerischen Wohlthätigkeitsfinne entsprang, der ihn stets antrieb, alle minder vom Schicksal Begünstigte durch reiche Spenden seines Ueberflusses zu erfreuen und zu beglücken. So war freilich die Besorgniß nicht ohne Grund: der Alleinstehende möchte das Loos jener gutherzigen Verschwender theilen, welche sich theils durch ihren überspannten Wohlthätigkeitstrieb, theils durch leichtsinniges Vertrauen, welches sie Unwürdigen gewähren, die ihre Schwächen zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen, auch beim größten Reichthume zu Grunde richten. Diesem Unglück vorzubeugen, hatte der besorgte Vater schon längst den Plan entworfen, ihn mit Isabellen, der Tochter seiner Schwester, welche mit dem Kaufmanne Jans Eskild in Kopenhagen glücklich verheirathet war, zu verbinden, und so gewissermaßen das reiche Erbe unter Obhut und Verwaltung seines Schwagers zu stellen, bis sein Sohn, in gereiftern Jahren und nach erlangter Welt- und Menschenkenntniß, im Stande sein würde, sein Eigenthum selbst mit besserem Erfolge zu verwalten. Doch da er seinen Willen nie gewaltsam beschränkt hatte, konnte er sich auch jetzt nicht überwinden, ihm durch ein abgefordertes, festes Versprechen eine bindende Fessel

anzulegen, und ihm mit klaren Worten anzukündigen: daß er ihn nach seinem Tode gleichsam unter die Vormundschaft des Oheims Eskild zu stellen beabsichtige. Er bat ihn deshalb nur dringend auf seinem Todsbette, den Wunsch seines sterbenden Vaters zu beherzigen, und sobald er ihn zur Gruft bestattet, sein ganzes Besitzthum auf Sct. Thomas zu verkaufen, wozu er bereits Vorkehrungen getroffen, sich dann ungesäumt mit seinem Erbe nach Kopenhagen in den Kreis seiner Verwandten zu begeben, und wenn er Isabellen sich geneigt fände und sein Herz für sie spräche, einen festern Bund mit ihr zu schließen. Waldemar war von der schmerzlichsten Bewegung so heftig ergriffen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; aber krampfhaft drückte er des Vaters schon erstarrte Hand an sein Herz, und eine Neigung seines Hauptes war dem Sterbenden genügend, denn sie galt ihm als Zusage der Erfüllung seines letzten Wunsches.

Erst nachdem der Hingeshiedene an der Seite seiner frühverbliebenen Gattin zur Ruhe bestattet worden war, löste sich der starre, fast verzweiflungsvolle Schmerz des Verwaisten in lindernde Thränen und rührende Klagen über seinen bitteren Verlust auf, und Wochen vergingen, ehe er im Stande war, an seine dringendsten Angelegenheiten zu denken und einen Blick in seine nächste Zukunft zu werfen. Mit drückender Schwere lastete das bange Gefühl des Alleinstehens auf seiner Brust, und immer mächtiger breitete sich die Sehnsucht nach verwandten Herzen, voll Liebe und Freundschaft, in seinem Innern aus. Doch bereits war der Spätherbst mit seinen Stürmen und Unwettern erschienen, und zum ersten Male in seinem Leben sahe er sich durch ernste Geschäfte gefesselt. Der Verkauf seines Erbes war zwar bereits durch seinen Vater eingeleitet worden, doch der Käufer, ein englischer Pflanzer von der Insel Jamaika, ging mit der zeitraubendsten Umständlichkeit zu Werke, so daß sich der Abschluß Monate lang verzögerte. Auf diese Weise war bereits der Frühling wieder erschienen, als Waldemar die Kaufsumme in englischen Banknoten erhielt, da er sich geweigert hatte, Wechsel auf europäische Häuser anzunehmen; denn obgleich er eben nicht besorgte, Betrug zu erfahren und Verlust zu erleiden, so glaubte er es

doch seinem verstorbenen Vater schuldig zu sein, dies erste, und vielleicht auch zugleich letzte, Handelsgeschäft in seinem Leben mit dem strengsten Ernste und der größten Vorsicht zu Ende zu führen. Auf der Brigg seines Oheims, welche ihn im Hafen von Sct. Thomas erwartete, schiffte er sich in der Mitte des Aprilmonats ein, hatte nach einer glücklichen Fahrt bereits das atlantische Meer und die Nordsee durchschnitten, und befand sich bereits vier Wochen später im Kattegat, nur noch wenige Meilen von Kopenhagen entfernt.

Einsam stand Waldemar auf dem Verdecke des Schiffes, nachdem der Capitain ihn verlassen hatte. Es schien, als ob er heute zum ersten Male einen ernstern Blick in die Zukunft geworfen und zugleich sein Inneres durchschaut hätte, um seine Kraft zu erwägen: ob sie wohl auch hinreichend sei für die neue Lebensbahn, die er beginnen sollte, für all die vielfältigen, ungewohnten Eindrücke, welche die ihm gänzlich neuen, europäischen Lebensverhältnisse auf sein Herz äußern mußten? Mit Beschämung legte er sich das Geständniß ab, daß sein vergangenes Leben ihm dahingeflossen wie ein bunter Traum, voller wechselnder, unterhaltender Bilder, die zwar die Sinne flüchtig ergözen, doch keine Frucht der Erfahrung und Weisheit hinterlassen, die auf der Reise durch die Irrgewinde des Daseins oft mehr gilt, als alle Schätze. Er erkannte die Unzulänglichkeit eines solchen Traumlebens, das Gefühl seiner Manneswürde begann sich mächtiger zu regen, und er fühlte mehr als jemals die Nothwendigkeit, nach einem höheren, bestimmten Zwecke zu ringen, um die Aufgabe seines Menschenlebens zu erfüllen. Die edelsten Vorsätze schwellten seine Brust, und heitrer ließ er seine Blicke hinaussehnen über die tanzenden Wellen bis zum sinkenden Feuerballe, der im fernen Westen in die Fluthen tauchte. Je länger er aber hineinschaute in die glänzende Purpurgluth, je tiefer sich das majestätische Tagesgestirn vor seinen Blicken senkte, desto lauter klopfte sein Herz, und er konnte sich eines unheimlichen, bangen Gefühls nicht erwehren. Unwillkürlich zuckte er zusammen, als noch einmal, wie zum letzten Abschiede, einzelne Strahlen aufblitzten, gleich verlöschenden Flammen, und dann der noch

sichtbare, schmale Rand der glänzenden Sonnenscheibe, niedertauchend in die blauen Wogen, plötzlich verschwand. Wie ein Purpurzelt erglühete die Himmelswölbung über jener Stelle, wo die Königin des Tages verschwunden war, und einzelne rosenrothe Wölkchen rissen sich los davon, und schwebten eilig dahin in weite Ferne, wie Rosenblätter vom Sturmwind verweht. Aus den Meereswellen aber stieg der Gefährte der Nacht, der wallende Nebel regte sich geisterhaft und formlos, auf den Wogen schaukelnd, bis er sich endlich weit und breit entfaltete als grauer Riesenschleier, das rothige Antlitz des Himmels verhüllend. So war auch bald das matte Zwielicht verloschen und nächtliches Dunkel herrschte rings auf der unabsehbaren Wasserwüste.

Noch nie hatte Waldemar dies majestätische Schauspiel der Natur mit so tiefer Empfindung betrachtet, als heute; noch nie hatte es so wehmüthige, ahnungsreiche Gefühle in ihm erregt, und unwillkürlich flüsterte er in die schweigsame

Nacht hinaus: „Wenn auch meine Lebenssonne so versänke! Wenn auch meine Lebensrosen ein Sturmwind mir entblätterte, sie unwiderbringlich mir entführte in die weite Ferne! O, wie unaussprechlich elend würd' ich sein in trostlos öder Nacht!“

Da weckte ihn der Capitain aus seinen finstern Träumen, welcher Befehl gegeben hatte, die Segel einzuziehen und die Anker auszuwerfen, da der dichte Nebel eine weitere Fahrt nicht rathsam erscheinen ließ. Der wackere Seemann hegte ein so zuversichtliches Vertrauen zu der Wunderkraft seines Lieblingsgetränktes gegen Trübsinn und Grillen, daß er keine Ausflucht gelten ließ, welche sein junger Passagier vorbrachte, um sich seiner Einladung zu entziehen, und ihn fast gewaltsam mit sich fortzog in seine Kajüte, wo bereits der heiße Apfelsinenpunsch in umfangreicher Bowle dampfte.

(Fortsetzung folgt)

Feuilleton.

Georg Fox. Voltaire erzählt vom Stifter der Quäkersecte Folgendes: „Im Jahre 1642 begann ein gewisser Georg Fox, der Sohn eines Seidenfabrikanten aus der Grafschaft Leicester, als Apostel aufzutreten und predigte, ohne weder lesen noch schreiben zu können. Er war ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, von unbescholtenem Rufe und vor Heiligkeit närrisch. Von Kopf bis zu den Füßen ging er in Leder gekleidet, lief von einem Dorfe zum andern und predigte eifrig wider den Krieg und die Geistlichkeit. Hätte er allein gegen den Krieg gepredigt, so hätte er nichts zu befürchten gehabt, allein er griff auch die Kirche an. Deshalb wurde er gefänglich eingezogen und nach Derby vor den Friedensrichter geführt. Fox stellte sich vor den Richter mit seiner ledernen Mütze auf dem Kopfe. Ein Unteroffizier gab ihm eine Ohrfeige und sagte zu ihm: „Schurke! weißt Du nicht, daß man vor dem Herrn Richter mit unbedecktem Haupte erscheinen muß?“ Gleich hielt ihm Fox die andere Wange auch hin und bat ihn, um der Liebe Gottes willen, daß er ihm doch noch einen Backenstreich geben möchte. Der Friedensrichter wollte ihm einen Eid abnehmen, aber Fox sagte: „Du mußt wissen, daß ich den Namen Gottes nie mißbrauche.“

Als der Richter hörte, daß er ihn Du nannte, wurde er zornig, schickte ihn ins Gefängniß, und ließ ihn peitschen. Nach beendigter Execution aber bat er die Büttel, ihm doch noch einige Hiebe für's Wohl seiner armen Seele zu verabreichen. Sie ließen sich auch nicht lange bitten, erfüllten lachend seinen Wunsch, und nachdem er seine doppelte Dosis empfangen, dankte er ihnen herzlich, und begann dann im Gefängnisse zu predigen. Anfangs lachte man, nach und nach aber wurde es stiller, man hörte ihm aufmerksam zu, und schon nach wenigen Tagen hatten seine Worte gewirkt, mehrere der Gefangenen wurden bekehrt, und die Büttel, die ihn gepeitscht hatten, wurden seine ersten Schüler. Sobald er aus dem Gefängnisse kam, zog er mit einem Duzend seiner Jünger umher und predigte gegen die Geistlichkeit. Bald nachher wurde er wieder festgenommen, und als er zur Strafe am Pranger ausgestellt wurde, predigte er von dieser seltsamen Kanzel mit solchem Feuer vor dem versammelten Volke, daß er über funfzig Personen zu seiner Lehre bekehrte, und die übrigen Anwesenden so für sich einnahm, daß sie den Geistlichen ihrer Gemeinde, auf dessen Anklage Fox seine Strafe erlitt, herbeischleppten, statt seiner an den Pranger stellten und ihren neuen Apostel zu-

beind davon trugen. Durch seine vorgebliche Inspiration gelang es Fox, sich die meisten Anhänger zu verschaffen, denn ehe er anfing zu sprechen, begann er zu zittern und allerhand convulsivische Bewegungen zu machen, die ihm in kurzer Zeit so geläufig wurden, daß er fast nicht anders mehr reden und handeln konnte, als mit Anwendung seiner Inspirationszeichen. Auch seinen Schülern theilte er diese Gabe mit, so daß sie an allen Gliedern zitterten wie Espenlaub, wenn eine vermeintliche Inspiration über sie kam. Deshalb erhielten sie den Namen „Quäker“ oder „Zitterer“.

Machiavelli lehrt: „Der Fürst soll nicht freigebig sein, um nicht zu verarmen oder rauben zu müssen. Das Erstere würde ihn verächtlich, das Zweite verhaßt machen. Vor beidem muß er sich hüten, und lieber zu sparsam scheinen, (denn deshalb wird man ihn nicht hassen,) als aus Freigebigkeit sich selbst in die Nothwendigkeit versetzen, mit vollen Händen zu nehmen.“ Der kluge Staatsmann hat aber nicht weiter erörtert, ob sich diese Verleugnung des Freigebigkeitssinnes auch bis auf den dringenden Fall erstrecken soll, wenn ganze Districte der Hungersnoth unterliegen, während die Staatskassen überfließen? —

40.

Der Apfel fällt manchmal weit vom Stamme. Lessing z. B. war der freieste, wie der gediegenste Denker des vorigen Jahrhunderts und sein Vater dagegen ein recht tüchtiger Zelot. So schilderte ihn wenigstens Chr. Mylius, der Landsmann, Zeitgenosse und spätere Specialfreund von Lessing. Der Rector Heinig in Camenz war zu seiner Zeit ein freisinniger Kopf, der aber gerade deshalb so angefochten wurde, daß er Camenz (1743) mit Eßbau vertauschte, und Lessings Vater hatte hierbei namentlich gewirkt. In dem Gedichte, in welchem Mylius dem Lehrer seiner Jugend zu diesem Abgange Glück wünschte, wird der alte Lessing gegen ihn auf der Kanzel tobend eingeführt:

„Ein schwarz und weißer Mann stund da erhöht und
schrie;
Er preßte Wort auf Wort mit ungemeiner Müß,
Mit laut und klarem Ton aus angestrongter Lunge;
„Der rohen Jugend Herz“ — schrie er — „ist
lastervoll;
Sie hört nicht Gottes Wort, weil, der sie leh-
ren soll,
Sie durch sein Leben selbst in aller Bos-
heit stärket!“

Wahrscheinlich war doch schon um diese Zeit Mylius mit Lessing, als seinem Landsmanne, auf der Universität Leipzig bekannt geworden, und würde also sich anders geäußert oder geschwiegen haben, wenn er nicht die volle Wahrheit zur Seite gehabt hätte.

Große Geschäfte auf dem Concilium von Costnig. Nach mehr als einer alten Quelle fand sich bei Eröffnung des Costniger Conciliums 1415 die unglaubliche Menschenmenge von mehr als 60,000 Fremden ein. Die größte Messe hätte nicht so viel zählen können, und von vielen derselben scheint es räthselhaft, was sie bezweckten. In Hinsicht von 700 liederlichen Dirnen und Frauen ist man am ersten im Klaren; ihre Anzahl zeigt nur, wie wenig das Gelübde des Cölibats beim Clerus gegolten haben mag. Aber man zählte auch 67 Apotheker und Gewürzkrämer, 306 Barbier, 346 Spielteute, 75 Zuckerbäcker, 253 gewöhnliche Bäcker, 330 Kaufleute, 45 Goldschmiede, 48 Kürschner, 250 Schneider, 83 Händler mit ausländischen Waaren daselbst u. s. f. Da man in jener Zeit den Bart allgemein trug, so können die Barbier nur als Bader und durch Schröpfen oder ähnliche Hülfleistungen den Unterhalt gewonnen haben; die vielen Apotheker fanden wahrscheinlich durch den Ausschank des damals noch allgemein von ihnen destillirten Branntweins, des Lebenswassers, ihre Rechnung. Die Spielteute, zahlreicher, als sie Leipzig in der Messezeit hat, mögen darthun, wie lustig die geistlichen Herren lebten, welche den ehrlichen Fuß verbrannten; wie aber 250 Bäcker und 75 Zuckerbäcker bestehen konnten, ist und bleibt ein Räthsel; denn in ganz Leipzig z. B., wo 55,000 Menschen außer der Messezeit und noch einmal so viel in der Messe leben, giebt es nur 33 Gerechtigkeitsbäcker. *) Die ganze Liste von dergleichen Leuten zeigt nur, welcher Luxus damals bei Bischöfen, Cardinälen, Prälaten, Aebten und Rittern, Fürsten, Edeln aller Art obgewaltet haben mag. Die Genußsucht, der höchstmögliche Prunk, Tanz, Spiel und Ausschweifung nach allen Seiten, muß Alle zehnmal mehr, als der traurige Verfall der Kirche beschäftigt haben.

Die drei ersten Papiermühlen in Deutschland. Die erste Papiermühle in Deutschland ward 1390 in Nürnberg angelegt. Da erst 50 Jahre später die Buchdruckerkunst erfunden und zu den ältesten Drucken Pergament genommen wurde, der Briefwechsel aber auch äußerst beschränkt war, so mag sie, obschon auf die natürlichste Weise als Monopol bestehend, doch nur sehr wenig Absatz gehabt haben, und es vergingen volle 80 Jahre, ehe eine zweite in Basel, 1470, entstand; mit ihr fast zugleich aber erblühte eine dritte, 1477 vom Grafen Eberhard von Württemberg am See zu Urach angelegte, die für 15

*) Man darf sie keck so nennen, denn es darf Niemand Gebäck verkaufen, der nicht im Besitze einer „Bäckgerechtigkeit“ ist. So war es, als Leipzig 20,000 Einwohner hatte, und so ist es noch, wo es jetzt 55,000 zählt.

Gulden jährlichen Zins an einen Papiermacher aus Kasilien verpachtet wurde. Sie machte bedeutende Geschäfte, weil nun die Buchdruckerkunst sich des leinenen Papiers bediente und in Schwaben bereits eine Menge Pressen in Ulm, in Eßlingen, Blaubeuern, Reutlingen und Tübingen beschäftigte. 2.

Der Verfasser der militärischen Briefe eines Verstorbenen giebt eine interessante Zusammenstellung der Verlustverhältnisse in den blutigsten Schlachten der neueren Zeit. Nach ihr kamen in der Schlacht bei:

Borodino,	mit 12 Stunden Dauer, auf 1 St.	5830 M.
Zorndorf	= 10	= 2840 =
Kunnersdorf	= 8	= 4150 =
Malplaquet	= 7½	= 4800 =
Torgau	= 7	= 2700 =
Prag	= 6	= 3330 =
Gollin	= 6	= 2800 =
Leuthen	= 4	= 3750 =

Auf jedes Tausend resp. 280, 355, 294, 200, 173, 154, 188 und 144 Mann. Da jedoch bei Zorndorf nur 80,000 Mann, bei Kunnersdorf 113,000, bei Borodino aber 250,000 Mann kämpften, so ist die Verlustzahl der ersten beiden Schlachten immer höher als die der letzteren.

Hohe Eingangszölle, diese Lieblingsidee des Fürsten Cancrin, sollen die Einkünfte der russischen Krone mehren; wie sehr sie aber das Gegentheil thun, indem sie den geringen Handelsverkehr vollends ruiniren, mag im Kleinen ein Beispiel lehren. Die Kalmucken erziehen eine prächtige ausdauernde Race von Pferden, die 10 deutsche Meilen ohne anzuhalten zurücklegen und zu 80 — 100 Rubel das Stück für die russische Kavallerie eingekauft wurden. Diese Pferde wurden von den Kalmucken auf die großen Märkte nach Polen geschafft, und für jedes verkaufte Thier zahlte man 1 Rubel 75 Kopeken Eingangsteuer. Das war bei dem weiten Wege vom kaspischen Meere viel, aber nicht genug für die Bedürfnisse der Krone, und schon im Jahre 1828 ward dieser Zoll auf 5 Rubel 25 Kopeken erhöht. Mit glänzendem Erfolge, denn die Kalmucken blieben fern und erscheinen auch jetzt nicht mehr auf den polnischen Märkten, obgleich die Regierung ihre Maßregel wieder zurückgenommen hat.

Erklärung der Tageszeiten bei den Kalmucken. In der oberen Hemisphäre steht eine geheimnißvolle Säule mit vier Seiten in den Farben: Silber, Azur, Gold, Dunkelroth. Beim Aufgang fal-

len die Sonnenstrahlen auf die Silberseite, Vormittags auf die blaue, Mittags auf die goldne, gegen Abend auf die rothe; die Nacht entsteht dadurch, daß das Gestirn sich hinter der Säule verbirgt. 28.

Pflastersteine als Handelsartikel. Hamburg soll am Harz für 300,000 Thaler Pflastersteine bestellt haben, welche an Ort und Stelle zerkleinert werden und auf der Eisenbahn von Harzburg über Wolfenbüttel nach Magdeburg, von hier aus aber auf Dampfschiffen an den Ort ihrer Bestimmung geführt werden. Nun sage man noch, daß der Dampf nicht ein Förderungsmittel der Industrie und des Verkehrs ist!

Der Buchdrucker Abtizer in Paris hat eine wesentliche Verbesserung in seiner Kunst erfunden, und schon darauf Seitens der französischen Regierung ein Patent erhalten. Es ist ihm nemlich gelungen, die Lettern, welche bisher aus einer Metallmischung angefertigt wurden, die sehr leicht sich abnutzte, aus Stahl herzustellen, wodurch sie eine fast ewige Dauer erhalten, und zugleich noch einen sauberen Druck geben. Die zur Fertigung dieser Stahllettern von ihm erfundene Maschine ist sehr einfach, und vermag in einem Tage 80,000 Stück zu liefern. Der Erfinder ist ein Deutscher. 27.

Theaterschau. In Deutschland giebt es jetzt 115 Theater — dabei sind aber nur 21 reisende Gesellschaften gerechnet — mit 1870 Schauspielern und 1305 Schauspielerinnen, 89 Sängern und 58 Sängern (hierbei sind alle die Mitglieder der Oper, welche auch im Schauspieler mitwirken, den erstern zugezählt,) 174 Solotänzern und Tänzerinnen, 139 Souffleurs und Souffleusen, 2089 Orchestermitgliedern u. s. w. Alle bei diesen Theatern beschäftigten Personen zusammen geben eine Gesamtzahl von 12,769. Das zahlreichste darstellende Personal hat Dresden, das kleinste Znaim; das zahlreichste Orchester Berlin, das kleinste Marburg. So L. Schneider, in seiner Theaterstatistik. 18.

Beitrag zum Conversationslexikon. Damenthee's und Kaffee's sind bisweilen Orte, wo die Elstern den Dohlen erzählen, wie schwarz die Raben seien. 36.

J. S.